

Werk

Titel: Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Werk Id: PPN234252782

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN234252782> | LOG_0006

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=234252782>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

XXV.

Die Indianerstämme des obern Mississippi.

Die Indianer, welche gegenwärtig noch, theils als wandernde Horden, theils als Ansiedler, im Territorium leben, gehören den Stämmen der Dakota's, Chippewa's und Winnebagoe's an, und belaufen sich auf ungefähr 30,000 Seelen. Sie unterscheiden sich in Gestalt und Sprache, in Sitte und Gebräuchen. Die zahlreichsten, wie auch die wildesten unter ihnen sind die Dakota's (Viele in Einem), so genannt von der Vereinigung mehrerer kleiner Stämme, welche zusammen eine Bevölkerung von mehr als 20,000 Seelen ausmachen. Sie sind in Unterstämme (sub-tribes) oder Rathfeuer (council-fires) eingetheilt, und diese wieder in Banden, welchen ein Häuptling (petty chief) vorsteht. Ihre politische Verbindung ist eine höchst patriarchalische. Die ältesten Männer des Stammes (sachems) geben bei wichtigen Vorkommnissen durch ihren Rath den Ausschlag; in allen ge-

ringeren Fällen ist das Oberhaupt der Familie auch der Richter seiner Handlungen, der Schlichter seiner Angelegenheiten.

Jede Familie betrachtet das Symbol des Namens ihrer Vorfahren als ihren Stammbaum (totem). Derselbe ist gewöhnlich von irgend einem vierfüßigen Thiere, oder einem Vogel, niemals von einem leblosen Gegenstand abgeleitet. Schildkröte, Bär, Wolf sind die gebräuchlichsten Embleme indianischer Heraldik. — Ein Eigenthum im modernen Sinne des Worts besteht unter ihnen nicht. Jede Nation besitzt ihre Ländereien gemeinschaftlich. „Es ist für mich, für dich, für Alle“, ist die christlich-socialistische Devise der meisten Indianerstämme.

Durch einen erst vor wenigen Monaten (Herbst 1852) ratificirten Tractat*), laut welchem die Dakota's 21 Millionen Acker Landes westlich vom Mississippi an die amerikanische Regierung verkauften,

*) Die Ländereien, welche kürzlich die amerikanische Regierung von den Sioux-Indianern erkaufte hat, und welche der deutschen Emigration neue Vortheile gewähren, betragen einen Flächenraum, der dreimal so groß ist, als der Staat New-York, und fast so groß als England und Schottland. Derselbe ist 10 mal größer als Holland, 9 mal größer als Belgien, die Hälfte so groß als Frankreich, 3 mal so groß als Portugal und mehr als 5 mal so groß als die Schweiz.

42 Verträge d. amerikan. Regierung mit den Dakota's.

erhielten sie sogleich baar 305,000 Dollars; ferner während 50 Jahren eine Annuität von 68,000 Dollars jährlich, nämlich: 40,000 Dollars baar, 12,000 D. an Civilisationsfonds, 10,000 D. in Waaren und Provision und 6,000 D. für die Erziehung der Jugend, zusammen 68,000 Dollars, welche Summe jedoch nur an diejenigen Familien ausgezahlt wird, die den Stipulationen des Vertrages gemäß binnen einer gewissen Zeit die verkauften Ländereien verlassen und sich 100 Meilen westlich vom Mississippi an die Ufer des Minnesota-Flusses zurückgezogen haben.

Ein zweiter Vertrag, gleichfalls erst im Herbst des Jahres 1852 mit einer Abtheilung von Dakota-Indianern geschlossen, welcher auch den letzten Rest der Besitzungen der Dakota's in Minnesota und Iowa der amerikanischen Regierung käuflich abtritt, macht den Verkäufern folgende Zugeständnisse: Die Dakota-Indianer erhalten ein für alle Mal, um ihre Schulden zu bezahlen und ihren Umzug zu erleichtern 220,000 Dollars,

für Baulichkeiten, Einrichtung

von Farmen 30,000 =

zusammen 250,000 Dollars.

Ferner als Annuität während einer Dauer von 50 Jahren:

an Civilisationsfonds	12,000	Dollars.
für Erziehung	6,000	=
an Waaren und Provision	40,000	=
an Baarschaft	30,000	=

zusammen 58,000 Dollars.

Diese sogenannten Annuitäten werden alljährlich im Herbst durch einen Agenten der Regierung an einem bestimmten Orte an die Häupter der Familien ausbezahlt*).

Man sollte glauben, diese nicht unbedeutenden pecuniären Mittel müßten die Indianer in bessere Lebensverhältnisse versetzen und sie allmählig der Cultur und Civilisation gewinnen. Allein zwei Ursachen verhindern den heilbringenden Einfluß, welchen die amerikanische Regierung durch diese Tractate zu erreichen hoffte.

Erstlich haftet auf den Besizungen der Indianer, — ob gerecht oder ungerecht, läßt sich unter so selt-

*). S. Treaty at Traverse with the Sionx and Minnesota Nations. July 1851. Wir bedauern, daß der vorgezeichnete Raum uns nicht gestattet, die vorliegende, ziemlich voluminöse Verhandlung mit den Indianern vor Unterzeichnung der vielen Verträge schon gegenwärtig mittheilen zu können. Wir behalten uns die Veröffentlichung dieser höchst interessanten Documente für das bereits erwähnte größere Werk vor.

samen Verhältnissen nur schwer herausstellen, — eine große Schuldenlast, welche von ihren vieljährigen Transactionen mit der Pelzhandel-Compagnie herrührt, und die mächtige Summe der Baarzahlungen der Regierung wesentlich reducirt. Die Pelzhandel-Compagnie stattet nämlich die Indianer alle Jahre mit Jagdgewehren, Munition, Kleidern und Provisionen aus, und bringt diesen Vorschuß bei der im Frühling erfolgenden Ablieferung der erbeuteten Thierfelle wieder in Abzug. Manchmal geht dieser Vorschuß durch Krankheit oder Tod des Borgers theilweise, zuweilen ganz verloren, und addirt man viele ähnliche Rückstände der saumseligen Indianer mit dem Brocenten-Aufschlag der wucherischen Agenten der Pelzhandel-Compagnie zusammen, so kommt leicht ein Sümmdchen heraus, das im Verlauf von 20 Jahren mehrere 100,000 Dollars ausmacht.

Bei dem gegenwärtigen Verkauf der Ländereien der Sioux an die Regierung soll sich auf diese Weise ein Guthaben von 500,000 Dollars vorgefunden haben, welches die Pelzhandel-Compagnie zu beanspruchen berechtigt sein will; doch haben sich humane Freunde der Indianer zu deren Gunsten erhoben, und sind bemüht, diese Ansprüche mit der Waffe des Gesetzes zu bekämpfen.

Die zweite Ursache, warum baare Geldunterstützungen in den Indianer-Verhältnissen keine Bes-

ferung herbeizuführen vermögen, ist die völlige Unkenntniß und Geringschätzung der Dollarsstücke von Seiten der Rothhäute. Da sie nicht den geringsten Begriff von der Bedeutung des Geldes haben, und der kleinste reelle Gegenstand in ihren Augen mehr Werth besitzt, als das nutzlose Metallstück, so sind sie im Stande, für eine Tändelei ihre ganze Baarschaft hinzugeben. Diese Unkenntniß benutzen Verkäufer und Trader, und verlangen für die geringsten Dinge die unverschämtesten Preise. So sahen wir einen Indianer für einen kleinen Tiegel schlechter Schminke einen halben Dollar bezahlen.

In wenigen Wochen, nachdem auf Grund eines Kauftractats viele tausend Dollars unter die Indianer vertheilt wurden, sind dieselben wieder so arm und dürftig wie zuvor, ja noch ärmer, denn sie haben kein Land mehr, und werden wie Fremdlinge von der Scholle gewiesen, auf der sie als Herren des Bodens geboren, auf der sie gejagt und geliebt *).

*) Nach den uns vorliegenden Tabellen hat die amerikanische Regierung bis zum Jahre 1840 von sämtlichen Indianerstämmen 442,866,370 Acres Landes käuflich an sich gebracht, und dafür 85,088,800 Dollars bezahlt. Gegenwärtig stellt sich die Anzahl der bisher erworbenen Acker noch bei weitem höher, so wie nicht außer Acht gelassen werden darf, daß der Werth der angekauften Grundstücke

Wir trafen eine große Anzahl der Dakota-Indianer in St. Paul, die sich in Folge der Ratification eines der erwähnten Kaufverträge seit mehreren Wochen in der Umgebung der Hauptstadt Minnesota's herumtrieben. Sie tragen zwar im Ganzen dieselben hervorragenden Merkmale, welche alle Glieder der amerikanischen Urfamilie auszeichnen, erscheinen uns aber weit weniger intellectuell, weit roher und grausamer*), als die Chippewa's, mit denen wir im Westen Canada's und während unserer Fahrt über den Huron und Obern See zu verkehren Gelegenheit fanden.

Wir erblickten hier den Indianer noch in seiner ganzen Urthümlichkeit. Cultur und Christenthum haben an ihm noch wenig zu verbessern vermocht. Die langen schwarzen, glanzlosen Haare fallen an beiden Seiten in schmal geflochtenen Zöpfen über die Ach-

bisher um das Zehnfache gestiegen ist. Daß man bei solchen Ankäufen nicht immer blos das Interesse oder die Fürsorge für die unmündigen Indianer im Auge gehabt, geht unter Anderem auch aus einer Stelle eines Reports des Capitain Boye an das Kriegsdepartement hervor, worin der Ankauf der Ländereien der Sioux aus dem Grunde dringend empfohlen wird: „as they are yet entirely ignorant of the great value of their lands.“ (Report of an exploration of the Territory of Minnesota. 1850. p. 9.)

*) Siehe Early Jesuits Mission in America by J. Kip. 1846. New-York.

seln herab, oder sind bis auf ein Schöpfchen über der Stirn kurz abgeschnitten; das kupferbraune Gesicht ist mit bizarren, unerklärbaren Figuren von rother, gelber, schwarzer oder grüner Farbe beflekt.

Bei ihren rohen Begriffen von Schönheit scheinen sie gerade die gesichtsentstellendste Malerei für die gelungenste zu halten. Manche bemalen sich aus Geschmack oder Farbenmangel oft nur eine Seite des Gesichts, anderen scheint immer noch zu wenig Farbe auf ihrem Aeußern, und sie beschmierern sich sogar Ohren und Haare. Wie schon früher bemerkt, liegt weder der Wahl der Farbe, noch der Art der Bemalung irgend ein besonderes System zum Grunde; es ist eine Sitte, wie sie fast allen wilden Volksstämmen eigen ist, und von den Briten, Teutonen und Scandinaviern mit nicht weniger Vorliebe geübt wurde. Die Wilden glauben durch diese Anstriche dem Freunde anziehender, dem Feinde schrecklicher zu erscheinen.

Als Schminkeff verwenden sie Ocker, Thon, Indigo oder irgend ein anderes Mineral des Landes *). Doch scheinen die Sioux-Indianer für die

*) Ein Jesuiten-Missionär, welcher viele Jahre unter den Indianern des Dakota-Stammes gelebt, meint, das Bemalen mit fettgemischten Farben sei ein wohlthätiger Schutz der Haut gegen die Raubheit des Klima's, welcher der obdachlose Indianer nur zu oft schonungslos preisgegeben

rothe Farbe, so wie für horizontale und verticale Streifen über das Gesicht eine besondere Vorliebe zu haben; wenigstens sahen wir unter vielen hundert Dakota-Indianern die meisten in ähnlicher Weise bemalt. Hingegen bemerkten wir nicht einen einzigen, der sich auf sein kahles Gesicht einen Schnurrbart oder Backenbart hingemalt hätte. Es scheint, daß die europäische Bartmanie unter den wilden Bewohnern des amerikanischen Hinterwaldes wenig Nachahmer findet, und daß man selbst das dünnhaarigste Spitzbärtchen in die Acht erklären könnte, ohne ihren Nationalstolz zu kränken, oder ihre Eitelkeit zu verletzen.

Viele haben sogar die weißen Wolldecken (blankets), in die sie ihren halb nackten Körper hüllen, mit rother und grüner Farbe bemalt. Hier, wo ihrer Phantasie mehr Spielraum eingeräumt war, als auf den eckigen Knochenformen ihres fleischlosen Gesichtes, suchen sie die ganze Launenhaftigkeit ihres Geschmacks zu entwickeln, und malen eine rothe

ist. Dieser gelehrte Priester führte als eine Lichtseite des Gesichtsbemalens den Umstand an, daß Indianer, welche diese Sitte üben, weit reinlicher sind und sich häufiger waschen, als ihre unbemalten Kollegen, die zu ihnen im gleichen Verhältniß stehen, wie der Schornsteinfeger, der blos den Sonnabend für den gesetzlichen Rasir- und Waschtage hält, zum blanken Elegant des Tages.

oder schwarze Hand, eine Sonne oder andere zackige Figuren auf den wolligen Grund. Die rothe Hand bedeutet, daß der Träger von seinem Feinde verwundet worden ist, eine schwarze Hand, daß derselbe seinen Feind erschlagen hat.

Der Indianer beschränkt indeß seine Malerkunst nicht bloß auf die Ausschmückung seines Gesichtes oder seiner Toilettstücke; wo immer der Armuth seiner Sprache ein Ausdruck mangelt, sucht er seine Gedanken bildlich zu versinnlichen. Die Pictographie spielt daher im wilden Leben der Indianer keine unbedeutende Rolle. Eltern malen die Gesichter ihrer Kinder zur Strafe schwarz; Feiglinge glauben sich durch eine Gesichtsverpinselung dem Teufel unkenntlich zu machen, und betrachten sie als einen Schutz (medecine) gegen böse Geister.

Wenn eine Kriegstruppe (war-party) gegen den Feind in Kampf zieht, malt sie im Walde auf dem sanften Grund entrindeter Eichenstämme mit rother Farbe mehrere Canoes nebst der Anzahl der Kampftziehenden und dabei ein Thier, einen Hirsch, einen Fuchs u. s. w. als Emblem der Bande, gegen welche die Expedition gerichtet ist. Wenn diese Krieger vom Kampfe heimkehren, halten sie am selben Orte wieder an, senden Nachricht für einen entsprechenden triumphalen Empfang nach Hause, und erzählen am nämlichen oder an einem benachbarten Baume durch far-

bige Figuren ihre Abenteuer. Die Canoes sind jetzt mit dem vordern Theile gegen die Heimath gerichtet; die Anzahl der Getödteten wird durch schwarz gemalte scalps, die Zahl der Gefangenen durch eben so viele Weidenruthen, die jedoch dem Henkel eines Topfes weit ähnlicher sehen, dargestellt*). Und diese bemalten Eichenstämme bilden die einzigen Annalen dieser wilden Völkerschaften!

Die Toilette der Sioung-Indianer besteht in der Regel aus eng anliegenden Hosen von rothem Luche, in einer leichten Fußbekleidung aus zusammengenähten Hirschhäntchen (mocassins), und aus einer weißen oder rothen Wolldecke, die sie nach Art eines spanischen Mantels über die Achsel geworfen tragen. In ihren Händen führen sie abwechselnd Bogen, Pfeile, Scalpmesser, Kriegskeule, Schießwaffe oder Friedenspfeife bei sich, wie sie gerade das Eine oder das Andere sich zu verschaffen wußten.

Der Stein zur Friedenspfeife wird nur in einem einzigen Steinbruche Minesota's (100 Meilen westlich von St. Paul) im sogenannten red pipe stone valley gefunden. Dieses Thal erstreckt sich von N.N.W. nach S.E. in Form einer Ellipse, und mißt ungefähr 3 Meilen in der Länge und $\frac{1}{2}$ Meile in

*) Caldwell's Coldon, History of the five nations. London 1747.

der Breite. Die Schichte, in der sich dieser heilig gehaltene Stein von blutrother Farbe und schieferartigem Ansehen (steatite) vorfindet, ist $\frac{1}{2}$ Schuh breit. Die Indianer verstehen aus diesem pipe-stone, auch red serpentine genannt, sehr schöne Pfeifen zu bohren und zu schnitzen, und schätzen denselben schon deshalb so hoch, weil er ihre Lieblingsfarbe trägt und sehr geschmeidig in der Bearbeitung ist*).

Wenn die Sioung-Indianer einen Feind getödtet und scalpirt haben, tragen sie entweder einen Büschel von dessen Kopshaaren am Hemde, oder eine Adlerfeder mit rothen Flecken, nach Frauenart durch's schwarze Haar gesteckt. Ist die Feder am obern Ende gespaltet, und sind die Enden derselben roth bemalt, so bezeichnet dies, daß dem Feinde die Gurgel durchgeschnitten wurde; schmale Schnitte in der Feder bedeuten, daß der Träger die dritte Person gewesen, welche den Körper des Getödteten berührte.

Troßdem daß viele junge Dakota-Indianer in ihren bartlosen Gesichtern und durch ihre eigenthümliche Tracht und Haarfrisur ein mehr weibisches Aussehen haben, so gilt es bei ihnen doch als die größte Beschämung, für eine Frauensperson gehalten zu werden. So sahen wir einen jungen Indianer tief

*) J. N. Nicollet's Report on the Upper Mississippi river. 1844. p. 15.

darüber erröthen, daß wir ihn, durch seine sanften Züge und das Geflechte seiner langen Haare betrogen, für ein Mädchen ansahen.

Wenn die Dakota's mit Weißen in Berührung kommen, sind sie stets mißtraulich und ängstlich; sie lassen niemals die Summe ihres Geldvorrathes wissen, den sie sorgfältig in ihren Haaren eingeflochten tragen, und wahrlich, ihr Mißtrauen ist durch die vielen betrügerischen Absichten der Weißen nur zu sehr begründet.

In einem Verkaufsladen in St. Paul sahen wir mehrere Indianerkleider als Curiositäten zum Verkauf aushängen, die vermuthlich ein indianisches Oberhaupt in einer Anwandlung von Geldnoth, von der indeß auch mancher europäische Trödelmarkt fürstliches Zeugniß giebt, mit allen ihren Ruhmeszierden dem Meistbietenden Preis gab. Es war eine mit blutrothen Glasperlen reich gestickte Hose aus Hirschhaut, an den Ferseu mit schmucken Perlenquasten verziert.

Daneben hing ein Rock, ebenfalls von Hirschfell, in der Form eines Hemdes, mit Stickereien und Glasperlen von schwarzer, weißer und blauer Farbe, die theils die Form von Quadraten hatten, theils als schmale Streifen neben einander liefen. Aber den Hauptschmuck des Hemdes bildeten die scalps von sieben Chippewa-Indianern, deren fliegende Haar-

büschel grauenerregend über den Brusttheil des Kleides herabhangen. Der Kaufmann verlangte für dieses Häuptlingswamms nur 20 Dollars, ein Spottpreis für die vielen Todesseufzer, aus denen dieses indianische Brunkgewand zusammengestickt ist!

Wir wollen hier noch einige Mittheilungen über gewisse mystische Gebräuche dieses mystischen Volkes folgen lassen, wie solche uns während unseres Aufenthaltes unter den verschiedenen Indianer=Stämmen bekannt geworden sind.

Unter dem dürftigen Inventarium eines Indianer=Bigwam ist der Medicin=Sack von der größten Bedeutung. Der Indianer schreibt demselben übernatürliche Kräfte zu und betrachtet ihn als seinen Schutz und Leiter durch's Leben. Oft wird dieser Sack sogar angebetet, Feste werden feinerwillen gefeiert, Hunde und Pferde ihm zu Ehren geopfert, und wenn man denselben beleidigt glaubt, werden Tage und Wochen in Reue und Fasten zugebracht, um ihn wieder zu versöhnen.

Dieser Sack besteht aus der Haut irgend eines nach besonderer Vorschrift gewonnenen Thieres; gemeinlich dienen Moschusratte, Biber, Otter, Wolf, Maus, Kröte, Sperling oder Schlange zu dessen Anfertigung.

Wenn ein Knabe 14 Jahre alt ist, wandert er nach einem einsamen Orte im Walde, wo er sich auf

den Boden wirft, und in dieser Lage, den großen Geist anbetend, zwei, drei und oft sogar vier Tage, ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, verbleibt. Gestattet sich derselbe endlich zu schlafen, so glaubt er, daß das erste Thier, von dem er träumt, dasjenige sei, welches ihm ein großer Geist für den erwähnten Zweck bezeichnet.

Der Knabe kehrt jetzt zurück zu seines Vaters Wigwam, nimmt Nahrung zu sich, und wandert hierauf wieder hinaus in die dunklen Wälder, um sich das erträumte Thier zu erjagen. — Sobald ihm dies gelungen, zieht er dem Thiere die Haut ab, bereitet und verzert diese nach seiner Phantasie, und führt diese Haut dann in der Form eines Sackes mit sich durch's Leben, als seine Stärke in der Schlacht, als seinen Trost und seinen Schutzgeist im Tode, der ihn hinführen soll nach den ewigen Jagdgründen. Der Indianer schätzt diesen vermeintlichen Talisman über Alles; er kann niemals verleitet werden, denselben zu verkaufen, und hat er das Unglück, ihn in einem Gefecht zu verlieren, so kann er selben nur durch den Medicinsack seines Freundes ersetzen, den er mit eigener Hand todtschlägt*). —

*) Indian tribes etc. By Reverend W. H. Brett. New-York 1852.

Was die religiösen Vorstellungen der Indianer betrifft, so kann man gerade nicht sagen, daß die amerikanischen Urbewohner keine Religion haben, denn sie glauben an einen guten und einen bösen Geist, sie können sich weder einen Wasserfall, noch einen Berg, noch einen Stein vorstellen, dem nicht irgend ein Geist innewohnte. Im Blitz und Donner machen sie sich eine Vorstellung von dessen Gewalt, im Wachsthum der Lebensmittel erblicken sie das Zeugniß seiner Güte. Dabei besitzen die Indianer viele Wunderfagen und mystische Gebräuche und sind unendlich abergläubisch, und das allein beweist schon, daß sie eine Religion haben. Aber ihr Begriff von einem künftigen Leben beschränkt sich darauf, daß die Bösen zum ewigen Tragen von eisernen Ketten verurtheilt sein werden, während die Braven in ein Land gelangen, wo die Bäume beständig grün, die Jagdgründe immer thierreich, die Wasser immer süßgefüllt sind; wo die Sonne niemals untergeht, und das ganze Dasein einem nie endenden Feste der Freude und des Tanzes gleicht.

Die Ansichten der Indianer über die Entstehung der Erde, ob schon im Ganzen höchst unklar, haben gleichwohl manche Aehnlichkeit mit der Darstellungsweise der katholischen Glaubenslehre, was kaum anders erklärt werden kann, als daß sich die wilden Indianer aus den Erzählungen der ersten Jesuiten-

Missionäre eine eigene, ihrem rohen Begriffsvermögen mehr einleuchtende Schöpfungssage zusammengestellt haben.

Wir geben diese Sage, wie sie uns an einem lieblichen Augustabend des Jahres 1852 in einem einsamen Indianer-Dorfe am Keissee im westlichen Canada von einem vertrauenswürdigen Methodisten-Missionär, auf einer Bank vor seiner Hausthür sitzend, mitgetheilt worden, und überlassen es der Stimmung des Lesers, sich über deren auffallende Aehnlichkeit mit der christlichen Legende in tiefere Speculationen zu verlieren.

Der große Geist, Kitchi-Manitou, war von Ewigkeit her. Nanni-boschou *) war aus der Umarmung des Westwindes mit einem sterblichen Weibe hervorgegangen, die jedoch letzterer bald nach der Geburt seines Sohnes von der Erde hinwegführte. Nanni-boschou hatte drei Brüder: den Ostwind, den Südwind und den Nordwind. Sein intimster Freund aber war ein Wolf, mit dem er die glücklichsten Stunden verlebte und durch ein engeres Band verbunden schien, als die Natur es schmiedet.

*) Dr. Whitney schreibt in seinem Report über den Obern See: Meni-bojou (vol. II. p. 125). Es kommt aber bei der Aussprache und Schreibweise solcher Indianerwörter sehr viel darauf an, ob solche von Amerikanern, oder von canadischen Voyageurs gesprochen oder geschrieben werden.

Da geschah es, daß der Wolf mit dem König der Schlangen in Streit gerieth. Nach einem heftigen Kampfe tödtet der Schlangenfürst Freund Wolf, zieht ihm die Haut ab, und hängt sie ganz ungenirt vor seiner Residenz zum Trocknen auf. Nanni-boschou erblickt die gute Haut des getödteten Lieblings und vergißt über der Rache seinen Schmerz. Er nimmt die Haut seines Freundes, legt sie in die frühere Form, haucht ihr Leben ein, und macht den eben noch todten Gefährten wieder zu einem muntern Wolf. Dann aber nimmt er einen giftigen Pfeil und verwundet damit den Schlangenkönig. Dieser, nicht faul, spritzt aus Schmerz und Ingrimm so viel Wasser aus seinem giftigen Rachen, daß bald die ganze Erde überfluthet wird.

Nanni-boschou und sein Freund Wolf sind die einzigen humanen Wesen, die sich mit einer Anzahl von Thieren auf ein Holzfloß retten und darauf der Dinge harren, die da kommen werden. — Allmählig sendet Nanni-boschou Thiere aus, die schwimmen können, wie Bären, Biber u. s. w., um die Tiefe des Wassers zu untersuchen; aber kein einziges davon kommt wieder zurück. Endlich schießt derselbe eine Moschusratte aus, und diese bringt in ihren Klauen etwas Sand von der alten Erde mit.

Nanni-boschou nimmt die feuchten Sandkörner, bläht sie auf der flachen Hand durch seinen Odem

trocken und formt daraus ein neues Land. Es wächst auf seiner Handfläche, bis es endlich so groß wird wie der durch die rächende Fluth untergegangene Welttheil. Nun sendet Nanni-boschou abermals Thiere aus, zuletzt den Kolibri, und als dieser nicht wieder zurückkehrt, gilt ihm dies als ein Zeichen, daß das neue Land wieder jedem einzelnen Wesen der ausgeschiedten Thierwelt Leben und Nahrung gewährt.

Die Großmutter Nanni-boschou's, die alte Atesokan, die in der ganzen Legende eine großartige Intriguenrolle spielt, war nach der hier nur bruchstückweise wiedergegebenen Indianersage bei der zweiten Erschaffung der Erde bereits so alt, daß anstatt der Haare Cedernbäume aus ihrem Kopfe wuchsen. Nanni-boschou aber hatte sich seitdem mit seinem Freund Wolf und zwei Hunden am Nordufer des Lake superior, angeblich zwischen Cape Gargantua und Cape Choyge*), in einen Felsen von menschlicher Gestalt verwandelt, um daselbst in sitzender Stellung von seinem mühevollen Tagewerk auszuruhen. Und die Indianer aller Stämme, so oft sie in ihren Birkenkähnen an dieser verzauberten Stelle vorüberrudern, unterlassen nicht, auf den fahlen Felsen schlechten Tabak als Opfer zu streuen! —

*) Agassiz, Lake Superior. 1850. p. 56.

Ueber die Erschaffung und Bestimmung des Menschen herrscht unter den Indianerstämmen eine fast poetische Sage. Nach ihrem Glauben schuf der große Geist Kitchi-Manitou drei Menschen: den rothen, den weißen und den schwarzen. Hierauf ließ er eine Kiste mit Büchern, dann Jagdgeräthschaften und Ackerbauwerkzeuge herbeibringen und Jedem der Drei wählen, wodurch er seinen Lebensunterhalt finden wollte. Der Weiße wählte zuerst. Er zögerte lange zwischen Jagdrequisiten und Büchern, griff aber zuletzt doch nach den Büchern. Der Rothe packte hastig die Jagdutenfilien. Und so blieb dem Schwarzen nichts übrig, als die Embleme des Ackerbaues, um für Beide zu arbeiten. —

Außer den Dakota's (auch Sioux, Radouweßie's oder Buan's genannt) leben noch Chippewa- und Winnepago-Indianer in diesem Territorium. Doch betragen beide Stämme zusammen nur 7000 Seelen, und, auf einem Flächenraum von vielen tausend Meilen zerstreut, verschwinden sie in dem Wäldermeere von Minesota.

Und hier, wo wir von den Indianern der Vereinigten Staaten Abschied nehmen, um ihnen wohl erst nach Jahren auf unserer beabsichtigten Reise nach den Rocky-mountains wieder zu begegnen, sei uns noch gestattet, unsere Erfahrungen und Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der rothen Race

60 Gesamtzahl der Indianer in den Verein. Staaten.

und ihre muthmaßliche Zukunft offen und freimüthig auszusprechen.

Die Gesamtzahl der Indianer, welche dormalen noch auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten leben, beträgt nach dem letzten Census 388,299 Seelen*). — Mit jedem Jahre von der vorrückenden weißen Bevölkerung auf einen engeren Raum zurückgedrängt, bewohnen dieselben meistens nur noch die Staaten westlich vom Missißippi und vom Golf von Mexiko, bis zum 44. Grad nördl. Breite. Nach dem 50. Breitengrad verschwinden sie fast gänzlich, und unter dem Polarkreise sind sie nur in seltener Ausnahme zu treffen**).

Während Ethnographen und Geschichtsforscher im officiellen Auftrage eifrig bemüht sind, die Abkunft der amerikanischen Urbewohner auf historischer und archäologischer Spur zu verfolgen, und dieselben bald als eine besondere Menschenrace darstellen, bald in

*) Ultimate consolidated tables of the Indian population of the United-States. Office of the Indian Affairs. Washington 1850. — Nach den uns durch die Güte des geehrten Marine-Capitain Lesfroy in Toronto im westlichen Canada mitgetheilten Tabellen beläuft sich die Gesamtzahl der Indianer, welche gegenwärtig noch in den britischen Besitzungen wohnen, auf 61,410 Seelen.

**) Drake, Diseases of the valley of the Mississippi. 1850. p. 638.

ihnen einen der verloren gegangenen zehn Stämme Israels wiederfinden *), und bald dieselben im 9. Jahr-

*) James Adair, *History of the american Indians*. London 1775. — Boudinot, *Star in the West, On identity of the Hebrew and Indian language, customs, sacrifices, superstitions, etc.* Burlington, New-Jersey 1850. — Missionäre aller Denominationen wurden durch verschiedene Ähnlichkeiten in Sprachconstruction, Mythologie, Sitten, Gastfreundschaft zc. zu der Ansicht veranlaßt, die Indianer seien einer der verlorenen Stämme Israels. — Bei Todesfällen zerrausen sich die Indianer, gleich den Juden, die Haare, fasten, heulen, schreien Tage lang, und verwunden sich am Körper, am Fuß oder am Arm, in der Ueberzeugung, so lange die Wunde schmerzt, den Todten desto sicherer nicht zu vergessen. — Wenn eine Indianerin in den Zustand der Reinigung kommt, wird sogleich das Feuer vor ihrem Wigwam ausgelöscht; kein Indianer würde sich dabei mehr seine Pfeife anzünden, oder seine frostigen Glieder daran wärmen. Sie muß sich absondern, ein besonderes Wigwam beziehen. Speisen und sonstige Bedürfnisse werden ihr gereicht, und während der ganzen Dauer dieses Zustandes darf die Indianerin weder mit ihrem Manne noch mit ihrer Familie verkehren. Der Aberglaube der Indianer geht in dieser Beziehung so weit, daß dieselben sogar einem Pferde den Tod verkünden, das eine Frau unter gewissen Umständen reitet. Ein Pelzhändler in Minnesota erzählte uns, daß er einmal, trotz allem Warnerufen der Indianer, der Tochter eines Häuptlings sein eigenes Pferd angeboten, die sich in einem solchen leidenden Zustande nur mühsam hinter der wandernden Indianerhorde nachschleppte. Das Pferd starb wirklich, wenige Tage nachdem es die Tochter

hundert von den Nordküsten Asiens einwandern lassen*), vernachlässigt man vielfach das Schicksal der lebenden Indianer-Generation und unterläßt die praktische Ausführung jener Mittel, welche Humanität und Christenthum zu deren Civilisation an die Hand geben.

Zwar ist es dem unermüdlichen Eifer katholischer

des Häuptlings geritten hatte; es bleibt aber sehr in Frage gestellt, ob nicht die schlauen Indianer zur Bekräftigung ihrer Vorhersage dem Pferde irgend ein drastischer wirkendes Gift beigebracht haben. — Unter den Indianerfrauen ist Waschen und Baden, wie bei den Töchtern Israels, selbst im Winter in so häufigem Gebrauch, daß eine jede einzelne Squaw als eine Jüngerin Priëhniß's betrachtet werden kann. — Fasten — wir meinen das freiwillige — ist gleichfalls eine oft geübte Sitte, namentlich um zu träumen, oder am Vorabend großer Feste, wie das Erntefest oder das Mondfest, das manche Indianerstämme bei jedesmaliger Veränderung des Mondes feiern.

*) Vergleiche Bradford's American Antiquities, p. 314, 342. — Schoolcraft, History of the Indian tribes of the United States. Vol. I. p. 26. — Theory of winds, currents and temperature in the latitudes applied to the early migration to America. By Lieutenant Maury, from the American Nautical Observatory in Washington, 1850. — Mission de l'Oregon et voyages aux Montagnes rocheuses, etc. par le père de Smet, de la société de Jésus. Gand, 1848. — Antiquitates Americanae, sive scriptores septentrionales Rerum ante-Columbianarum in America. Hafniae, 1837.

Missionäre und Methodisteprediger, unterstützt von dem lebhaften Sinn des Indianers für alles Wunderbare und Geheimnißvolle, gelungen, ihren Religionslehren zahlreiche Proselyten zuzuführen; aber nur in seltenen Fällen ist solches Bekehrungswerk von einem tiefem Einfluß auf Familie und Lebensgewohnheiten begleitet gewesen.

Ueberall sehen wir den bekehrten Indianer bleich und traurig an der Hand seiner neuen Religion dahinstreichen, und in unserer Bewunderung über die Erfolge dieser christlichen Apostel mischt sich das Bedauern, daß die fromme Hingebung aufopfernder Missionäre bisher von der humanen Sorge der Gesellschaft so wenig Unterstützung fand.

Der sittliche und intellectuelle Zustand der Indianer ist nicht erfreulicher. Fast auf dem ganzen weiten amerikanischen Continent sehen wir diese einst so ansehnlichen Völkerschaften in Verfall und Auflösung begriffen, *) und es darf uns die apathischdumpe Stimmung des Indianers wahrlich nicht

*) „Allarming course of depopulation,“ ist der Ausdruck Schoolcraft's in seinem großen Werke über die Indianer Nordamerika's, vol. I. p. 437. Von diesem Verfall machen allerdings die Cherokeeen im Indianer-Territorium eine erfreuliche, aber auch fast die einzige Ausnahme. Nur wenige von denselben sind mehr Vollblut-Indianer, und die ganze, weltbekannte Häuptlingsfamilie Ross ist von väter-

wundern, wenn wir seine frühere unbeschränkte Herrschaft über einen ganzen Welttheil mit seiner dormaligen traurigen Verkommenheit vergleichen.

In keiner Hinsicht erscheint der Indianer seinem aufgedrungenen Nachfolger, dem Amerikaner, ebenbürtig; — er steht außer dem allgemeinen Gesetze, außerhalb der Gesellschaft. Wohl darf derselbe in jüngster Zeit gegen einen Whisky-Verkäufer als Zeuge auftreten, aber gegen die vielen anderen Unbilden, die ihm sonst von Weißen zugesügt werden, ist er durch nichts geschützt und bewahrt. Von den Jagdgründen seiner Väter vertrieben, in ein fremdes Gebiet von ganz verschiedenen klimatischen Verhältnissen gedrängt, unwissend, mißtrauisch, stolz, die Arbeit als eine Erntedrigung ansehend, und nichts hochachtend als Tapferkeit im Kriege, Erfolg auf der Jagd und Beredtsamkeit im Rathe, kann er sich in seiner modernen Stellung nur schwer von dem harten Schlage erholen, den die Axt der Civilisation den schönen segensreichen Urwäldern seiner Kindheit beigebracht, und lebt ein trauriges, unerquickliches Dasein.*)

licher Seite von kaukasischer Abstammung. — Zugleich erscheint dieser Indianerstamm durch seine eigene Regierung und die Stabilität seines Wohnsitzes besonders begünstigt.

*) Official Report of the Commissioner of Indian Affairs. Washington, Nov. 27. 1850.

Die Sterblichkeit ist unter den Indianern bedeutender, als unter irgend einem andern Volksstamme der amerikanischen Union. Sie beträgt durchschnittlich im Jahre mehr als 5 Procent. Die meisten Indianer sterben an Abzehrung, Scropheln und Fieberkrankheiten. *) Unter den 191 verschiedenen Indianerstämmen, welche Dr. Drake in seiner so verdienstvollen Indian biography aufführt, ist kein einziger in Zunahme begriffen, mehrere sind seitdem ganz ausgestorben, die meisten haben sich wesentlich an Zahl vermindert, **) und die überlebenden haben weder an Intelligenz noch an Arbeitslust gewonnen.

Von allen Vollblut-Indianern und bejahrteren Mestizen (half-breeds) verstand nicht ein einziger weiter als bis 10 zu zählen; eben so wenig wußten

*) Heirathen zwischen Blutsverwandten, wie solche unter Indianern so häufig vorkommen, mögen gleichfalls wesentlich zur Degeneration der Race beitragen. Zwar hat ein größerer Theil der jüngern Generation europäische Väter, doch braucht es länger, als man glaubt, bis, wie Hauff sich ausdrückt, die weiße Farbe die rothe auffrißt.

**) Ein hochangesehener Bürger von Minnesota, Herr Rice, der seit 20 Jahren mit den Indianern in Verkehr steht, bestätigte uns durch eigene Anschauung diesen Verfall. So sind z. B. die Wennebago's, welche im Jahre 1836 noch über 8000 Seelen zählten, gegenwärtig auf 1500 Seelen zusammengeschrumpft. Eine ähnliche Abnahme wird unter den Sioux- und Chippewa-Indianern wahrgenommen.

sie ihr eigenes Alter, oder das ihrer Kinder anzugeben. Schoolcraft in seiner Reise nach den Quellen des Mississippi findet die Indianer im Herbst 1832 noch in derselben geistigen Kindheit, in der sich dieselben bei der Ankunft der Franzosen am Strome des heiligen Laurentius im Jahre 1532 befanden, und der berühmte Reisende Shomburgh entwirft von dieser unglücklichen Menschenrace ein nicht tröstlicheres Bild: „Their forlorn situation engages all our sympathies, their present history is the finale of a tragical drama, a whole race of men is wasting away!“*)

Das Vorhergehende scheint zwar wie eine ungerichte Anklage zu klingen, wenn man die großen Summen daneben hört, welche die amerikanische Regierung alljährlich den verschiedenen Indianerstämmen als Entschädigung oder Annuität für abgekaufte Ländereien bezahlen läßt. Allein diese Geldsummen, so groß dieselben auch sein mögen, werden mehr zum Verderben als zum Frommen für die Indianer ver-

*) Shomburgh's Guiana, p. 51. Der französische Reisende Nicollet, der einmal von einem Indianerhäuptling Minesota's um die muthmaßliche Ursache ihres Verfalles (degeneracy) befragt wurde, schreibt: „My answer was as afflicting to them, as it would be useless to modern policy and modern christianity. (Notices of the Natural caves in the Sioux Country.)

ausgab. Herumziehende Krämer und wucherische Handelsagenten ziehen mehr Nutzen davon, als die unmündigen, geldunkundigen Söhne der Wildniß, für deren Besserbefinden dieselben bestimmt sind.

Die Regierung mag hierbei die edelste, humanste Absicht haben, dieselbe wird aber nicht erreicht, sie wird vereitelt durch den Egoismus und die Habsucht, welche zwar mehr oder weniger jedem Menschen innewohnen, jedoch in ganz besonderem Maße der handeltreibenden Classe eigen zu sein scheinen.

Nachdem wir in flüchtigen Umrissen den dormaligen Zustand der früheren Könige des amerikanischen Continents geschildert, wie wir ihn während unseren Wanderungen durch die Urwälder Wisconsin's und Minesota's, jenen classischen Boden der Indianergeschichte, kennen gelernt, wollen wir auf einige Mittel hinzuweisen versuchen, um den Forderungen der Humanität und dem Appell der unterjochten und verdrängten Indianer an das Herz der Gesellschaft, würdiger als bisher, Rechnung zu tragen.

Vor Allem wirft sich uns die Frage auf: Sind die Indianer überhaupt civilisationsfähig? Oder gehören sie vielleicht zu jenen dunklen Nationen, die von der Vorsehung verurtheilt scheinen, nach bestimmten Zeitläuften wieder von der Erde zu verschwinden, gleich gewissen animalischen Erdbewohnern geologischer Perioden, welche, nachdem sie einen bestimm-

ten Naturzweck erfüllt hatten, wieder verschwanden, um wohlgebildeteren Formen, Geschöpfen mit edlerer Organisation und höherem Lebenszweck Platz zu machen?

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint der Indianer vollkommen fähig, durch die Hand der Humanität und des Christenthums auf eine höhere Culturstufe gehoben zu werden, wenn gleich dies unter den obwaltenden Umständen nur in weiser Ummäßigkeit und mit jener theilnehmenden Sorgfalt geschehen kann, wie wir sie einem Kinde oder Kranken in Spitalern und Irrenasylen angedeihen lassen.

Wenn der Indianer sich gegenwärtig nach so vieljährigem Verkehr mit den Weißen noch in einem so minorennen, verwilderten Zustande befindet, so darf dies nicht seinem persönlichen Mangel an Fähigkeiten, es muß ausschließlich dem sträflichen Beginnen jener rohen, ehrlosen Subjecte zur Last gelegt werden, welche das verführerische Gift der Ummäßigkeit und Leidenschaft in sein friedliches Waldasyl trugen, und seine Einfalt und Unwissenheit auf die empörendste Weise zu ihrem Vortheile auszubeuten suchten. Der Indianer, als er noch der Alleinbeherrscher von Wald und Fluß war, und den Weißen nur aus der Mythe kannte, war nüchtern und sittlich; er hatte nur eine Leidenschaft: den Fischfang und die Jagd. Sein Verkehr mit den Weißen hat ihn entfittlicht und ver-

thiert, und die gegen ihn begangenen Verbrechen haben ihn mißtrauisch, schlau und rachsüchtig gemacht.

Wenn wir daher den Indianer und seine geistigen und moralischen Fähigkeiten gerecht beurtheilen wollen, so müssen wir diesen interessanten Typus dort studiren, wo er noch am wenigsten und seltensten mit weißen Händlerseelen in Berührung gekommen ist.

Der Grundcharakter der amerikanischen Urrace, wie wir ihn aus eigener Anschauung und belehrenden Mittheilungen kennen gelernt, läßt sich in folgenden Hauptzügen zusammenfassen:

1. Eine wunderbare Schärfe der Sinne des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Indianer, mit denen wir reisten, sahen oft Vögel in einer Entfernung, in der wir selbst mit bewaffnetem Auge nur schwer im Stande waren, einen Gegenstand wahrzunehmen. Desgleichen entgeht ihrem Ohr nicht der leiseste Laut im Walde, und in einem Geräusche, das wir für Blätterfall hielten, erkannten sie sogleich die flüchtige Bewegung irgend eines Thieres, und wußten es immer ganz deutlich zu beschreiben. Die Schärfung dieser drei Sinne macht den Indianer zu einem gründlichen Beobachter aller Naturerscheinungen, zu einem vortrefflichen Kenner aller Gewohnheiten, Neigungen und Lebensweisen sowohl der vierfüßigen Waldbewohner, von deren wilder Jagd er

seinen Unterhalt gewinnt, als auch der Schlangen, Vögel und Insecten. Dabei hat er eine umfassende Kenntniß von allen Gattungen officineller und Giftpflanzen. Nebst seiner genauen Beobachtung des Naturlebens besitzt er auch die Gabe der Beredtsamkeit, von der er aber nur bei besonderen Anlässen, im Rathe, im Kriege, bei Festen, dann aber in glänzendster Entfaltung Gebrauch macht.

2. Der Indianer besitzt eine unbegrenzte Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit; daher werden alle Civilisationsversuche fehlschlagen, welche darauf berechnet sind, die freiheitsdürstende Indianerseele in die enge Zwangsjacke unsrer Hypercultur hineinzupressen. Der lustige Waldjäger, wenn wir ihn in einen engen Käfig sperren, verstummt, zehrt sich ab und stirbt.

3. So unpünktlich und unverläßlich der Indianer in seinem Verkehr mit Weißen ist, eine eben so große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue besitzt derselbe gegen seine Familie und Seinesgleichen. Wenn z. B. ein Sohn sich vom Wigwam seiner Familie entfernt, um in den Kampf, auf die Jagd oder den Fischfang zu ziehen, so läßt er gemeiniglich der trauernden Mutter eine Schnur mit eben so vielen Knoten zurück, als er Tage auszubleiben gedenkt. Das besorgte Mutterherz entknüpft nun jeden Morgen einen Knoten, und sie mag darauf rechnen, daß der Abwesende genau an dem Tage wieder eintrifft, an

welchem sie an der Schnur die letzte Knüpfung löst. Dr. Brett erzählt in seiner vortrefflichen Schrift über die Indianer Guiana's, wie er einmal ein altes Elternpaar gesehen, deren Augen mit großer Kummer- niß auf die noch unentknüpften Stellen einer Schnur gerichtet waren, welche ihr einziger Sohn beim Scheiden als Pfand seiner Wiederkehr zurückgelassen.

4. Alle Indianerstämme beobachten die zuvorkommendste Gastfreundschaft. Sie reichen dem Fremden das Beste, oft das Einzige, was sie besitzen. Mit dieser patriarchalischen Sitte steht ihre große Vorliebe für gegenseitiges Besuchen in Verbindung. Man rechnet, daß jeder Indianer dreimal im Jahre auf Besuch bei entfernten Freunden abwesend ist. Ein Vortheil dieser Sitte ist, daß sie die vertraulichsten Beziehungen zu einander unterhalten, und ausgebreitete Kenntnisse des Landes erlangen. Wir erinnern uns, einmal mit zwei Chippewa-Indianern eine mehrwöchentliche Canoefahrt gemacht zu haben, die, als wir sie an einem Orte, wo der Dampf- schiffsverkehr begann, ausbezahlten, anstatt nach Hause zu kehren, den Canoe auf das Dampfboot auf luden, und noch einige 20 Meilen mit uns weiter reisten, um gute Freunde in einem Indianerdorfe an den Ufern des Otanabec zu besuchen. Von dem erworbenen Gelde gaben sie einen ziemlich großen Theil für Geschenke an die zu besuchenden Verwandten

aus, vergaßen indeß auch nicht ihre eigenen squaws, für die sie Tücher und Stricknadeln angekauft hatten.

5. Die geselligen Eigenschaften der rothen Race beschränken sich auf Singen und Tanzen. Es giebt kein Fest, bei dem nicht Tanz und Sang eine Hauptrolle spielte. Selbst in die ernstesten Anlässe hinein verliert sich das wilde Getöse der Schnarre (rattle) und der dumpfe Ton des Tambourets.

6. Die Schattenseiten des Indianers bestehen in einer Trägheit und Apathie, die sich namentlich dann manifestiren, sobald derselbe sich irgend einer bürgerlichen Beschäftigung widmen soll. Im Canoe am Fluß und mit der Flinte auf der Jagd ist er ein gar flinker, geschmeidiger Geselle. Seine Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit und düstere Schwermüdigkeit mögen wohl von seiner schwachen Intelligenz und seinem häufigen einsamen Waldleben herrühren.

Trunkenheit und Rachsucht, welche unter den Indianerstämmen in dem Maße überhand nehmen, als diese mit den Weißen in Berührung kommen, können nicht als Grundeigenschaften des Indianercharakters aufgeführt, und eben so wenig demselben die Verbrechen angeschuldigt werden, welche aus diesem thierischen Sange entspringen. Sobald der Indianer von dem betäubenden Gifte gekostet, durch dessen Genuß gewissenlose Pelzhändler ihn verkaufswilliger zu machen pflegen, weiß er sich nicht mehr zu be-

herrschen, und versinkt in seiner Unmäßigkeit in die Brutalität des Thierlebens. Er wird gehässig, zank-süchtig, raubgierig, mordlustig, und kommt er endlich aus einem Zustande der Bewußtlosigkeit wieder zur Besinnung, so erfaßt seine stolze Seele das Gefühl der Rache gegen die weißen Verführer, welche ihn in diesen moralischen Abgrund gestürzt.

Wenn wir die einzeln aufgeführten Charaktereigenthümlichkeiten des amerikanischen Urbewohners als ein Ganzes betrachten, so dürfte sich für jeden Denker das Resultat ergeben, daß im Indianer, so gut wie in jeder andern Menschenseele, der edle Keim zu einer bestimmten geistigen Entwicklung ruht, und daß es nur auf die uneigennützig und kluge Führung der ihm überlegenen weißen Race ankommt, um auch aus dem Indianer ein nützlichcs Glied der großen Völkcrfamilie zu machen.

Der Indianer muß vor Allem aufgenommen werden in den großen Gesellschaftsbund der amerikanischen Union. Er, der einstige Alleinbeherrscher des Bodens, muß wenigstens berechtigter Mitbürger der Republik werden, und allen Segen und allen Schutz der amerikanischen Geseze gleich seinen weißen Brüdern genießen. Ein gewisses engherziges Spießbürgerthum, das sich leider auch schon in Amerika breit zu machen anfängt, wird bei diesem Vorschlage allerdings Zeter schreien, und sich darüber entrüstet stel-

len, daß ein wilder Rothhäuter ihr Mitbürger werden, und alle Rechte der Civilisation mit genießen soll. Ist denn nicht auch ein Gefangener, ein Betrüger, ein Bankerottirer, ein Stummer, ein Tauber, ein Wahnsinniger euer Mitbürger? Soll nicht die Gesellschaft durch die mannichfachen Mittel bemüht sein, alle körperlich und sittlich Breßhaften in jene Lage zurückzuversetzen, in welcher sie der Gemeinde noch einmal nützlich und zur Ausübung ihrer Rechte wieder befähigt werden?

Wir wollen den Indianer nicht anders behandelt wissen, als den schlechtesten amerikanischen Bürger; wir wollen keine andere Sorge für ihn verwendet haben, als die Gesellschaft einer Waise, einem Kranken, oder jenen Individuen angedeihen läßt, deren schwache intellectuelle Entwicklung sie unfähig macht, für sich selbst zu sorgen und ihre eigenen Angelegenheiten zu verwalten.

Es versteht sich von selbst, daß ein so scharfer Zustandswechsel, wie der Uebergang vom rauhen Wildnißstreifen zum feinen Culturleben, wohlberechnete Beschränkungen in der Ausübung der Rechte sowohl, als in der Erfüllung der Pflichten mit sich führen muß, so wie die gewöhnliche Berufsschablone, mit der man oft im bürgerlichen Leben so leichtsinnig die fernste Zukunft eines Individuums fixirt, auf den Indianer keine Anwendung finden darf.

Der Versuch müßte in seiner Wiege mißglücken, wollte man die Civilisirung der Indianer durch andere Mittel bewerkstelligen, als durch Ackerbau und agricole Beschäftigung.

Sehen wir nicht, wie schwer es selbst einem mitbürgerlichen Farmer wird, wenn ihn Umstände oft zwingen, seine lustige Arbeit in der freien Natur mit einer sitzenden Beschäftigung in der dumpfen Werkstätte zu vertauschen? Und der Indianer, der Sohn der Wälder, sollte mit einem Male seine Flinte bei Seite legen, seine wilden Jagdgründe verlassen, um mitten unter buckelig geseffenen Gesellen in einer schwülen Handwerksstube — mit Radet und Zwirn Platz zu nehmen!

Der Staat, d. i. die Gesellschaft, muß Ackerbau-Colonien gründen, Landwirthschaftsschulen errichten, in welchen der Erwachsene wie der Minorene in allen Zweigen der Agricultur Unterricht findet; sie muß Missionäre und Lehrer aussenden, und sich nach allen Seiten hin als der Freund, der Erzieher und Wohlthäter des unmündigen Rothhäuters erweisen.

Wenn der Indianer nicht mehr wie gegenwärtig fast jedes Jahr von dem Orte vertrieben wird, an dem er sich kaum erst sesshaft gemacht, wenn er nicht mehr der Speculationsucht gemeiner Traficanten preisgegeben, sondern als Colonist unter einer sittlichen, arbeitenden weißen Bevölkerung lebt, den Se-

gen seines Fleißes unter der Aufsicht und dem Schutze der Geseze genießt, und seine Kinder durch Unterricht und Erziehung gedeihen sieht, dann dürfte, noch ehe ein Jahrzehend verschwindet, eine wohlthätige Veränderung mit ihm vorgehen, und der Indianer nicht mehr wie jetzt als die Schmach der Gesellschaft, der paüper Amerika's, sondern als der wiedergefundene Bruder einer christlichen Nation erscheinen.

Seine Kinder, noch fügsamer und empfänglicher, und frühzeitiger als er über den heilsamen Einfluß der Civilisation und ihrer großen Segnungen belehrt, werden bereits eine Stufe in der Cultur weiter steigen, und eine spätere Generation endlich mit allen Ansprüchen und Rechten freier, sich selbst bestimmender Bürger in der großen Brudergemeinde sich auflösen! —

Wohl dürfte anfänglich ein Theil der Indianer dem „Wach-auf-Ruf“ der Civilisation nicht folgen, und die human gebotene Hülferhand mit wildem Trotz zurückweisen, und das darf uns um so weniger überraschen, als es doch selbst in dem civilisirten Europa eine gewisse Partei giebt, welche dem Vorwärtsschrei der Zeit mit dreister Stirn Auge und Ohr verschließt. Dieser Theil wird aber sicher der geringere sein, und die Civilisation hat eine eben so heilige Befugniß, denselben zu bezwingen, als wie ihr das Recht zusteht, den Aufruhr einer Umsturzpartei zu

unterdrücken, oder die Anmaßungen einer fortschrittfeindlichen Reaction zu bekämpfen.

Wird aber die amerikanische Gesellschaft in ihrer unheimlichen, hastig wilden Dollarjagd kalt und theilnahmslos den Indianer seinem Schicksal überlassen, wird das Getümmel des lauten Marktes die agonistischen Klagetöne aus den Urwäldern des Westens übertäuben, dann dürfte allerdings bald die dumpfe Todesglocke einer ganzen Nation zu Grabe läuten. Dann mag man schon jetzt, ohne Prophet zu sein, den Tag bezeichnen, an welchem die amerikanische Urrace aus den Vereinigten Staaten verschwunden sein wird! Aber das Geistige an ihr wird nicht verschwinden! ihre Sprache, ihre Sagen, ihre Traditionen werden bleiben; die Namen von hundert Flüssen und Städten tragen ewige Spuren ihres indianischen Ursprungs, und eine humanere Nachwelt wird den Namen eines gefallenen und untergegangenen Volkes vielleicht mit größerer Pietät nennen, als den seiner siegenden Unterdrücker!